

Marga Löwer-Hirsch

Kampf um Anerkennung – Gewalt in der Partnerschaft

Je länger man sich in die Geschichte der Menschheit, in den Zustand des Menschseins und das Miteinander von Menschen vertieft, desto wundersamer erscheint es, dass bei all den ungeheuerlichen Gräueltaten, Grausamkeiten und Kriegen es immer noch möglich scheint, mit dem Anderen im Frieden zu leben, zu lieben, Liebe mit Ärger, Wut und Zorn in Einklang zu bringen. In der Ehe oder Partnerschaft als kleinster Zelle des Miteinanders im Gemeinwesen der Menschen wird Tag und Nacht die Freude und der Schrecken des Ringens um Krieg und Frieden durchlebt, – in den einen Partnerschaften erträglich, in den anderen in einem zerstörerischen gegenseitigen Vernichtungskampf. Das Spektrum ist breit und fließend.

In einer Partnerschaft kommen zwei Menschen zusammen, die aus unterschiedlichen Familienkulturen stammen und sich über eine gemeinsame neue Wirklichkeit verständigen und so auf etwas Drittes einigen müssten. Freud hat ja schon ironisch bemerkt, dass allein im Schlafzimmer eines Paares meist sechs Personen anwesend sind, nämlich das Paar mit seinen jeweiligen Eltern. Dass der Prozess des Zusammenkommens und des Miteinander-Lebens neben der Aktivierung von Neugier, Spannung, Nähe-Wünschen und Liebe auch immer die Gefahren eines Kampfes beinhaltet, bei dem es um grundsätzlich verschiedene Auffassungen von Wirklichkeit gehen kann, erscheint bei genauerem Hinschauen unausweichlich. Ein „Clash of Cultures“ auf dieser Ebene, ist regelhaft vorprogrammiert. Liebe und Hass, Respekt vor dem Anderen und Missachtung des Anderen, das Eigene und das Fremde als gefühlte und gelebte Herausforderung auszuloten, scheint selbstverständliche Aufgabe in Partnerschaften zu sein. Freud bemerkt zum Lieben und Hass zwischen zwei Menschen in seiner Abhandlung <Massenpsychologie und Ich-Analyse>: „Nach dem Zeugnis der Psychoanalyse enthält fast jedes intime Gefühlsverhältnis zwischen zwei Personen von längerer Dauer – Ehebeziehung, Freundschaften, Eltern- und Kindschaft – einen Bodensatz von ablehnenden, feindseligen Gefühlen, der nur infolge von Verdrängung der Wahrnehmung entgeht.“ (S.110)

Wie kann nun die menschlich unumgängliche Aufgabe, Liebe und Hass, Nähe und Distanz miteinander auszubalancieren, entgleisen und in eine Spirale der Gewalt zwischen zwei Menschen in einer Partnerschaft münden?

Ein zugrunde liegender gegenseitig geführter unbewusster Kampf um Anerkennung spielt dabei eine wesentliche Rolle. Diesen Aspekt möchte ich in den Vordergrund stellen. Es handelt sich hierbei nur um einen möglichen Faktor der Gewaltspirale in Partnerschaften. Bevor ich ausführe, was mit Kampf um Anerkennung gemeint ist, möchte ich noch einen Blick auf die Geschlechterverteilung und die Statistik werfen.

Gewalt in Partnerschaften – Geschlechterverteilung

Es gibt keine verlässlichen Zahlen darüber, in wie viele Partnerschaften in der westlichen Welt immer wieder Gewalt in einem größeren Ausmaß enthalten ist. Die polizeilich gemeldeten oder gerichtlich mediatorisch begleiteten Fälle sind ja nur die Spitze des Eisbergs, von einer bedeutenden Dunkelzifferzahl kann ausgegangen werden. Nach einer Definition der Juristin Schwander liegt Gewalt vor, wenn Personen innerhalb einer bestehenden oder aufgelösten familiären, ehelichen oder eheähnlichen Beziehung physische, psychische oder sexuelle Gewalt ausüben oder androhen. (Schwander 2003) Zumeist geht es um den Drang zur Kontrolle bzw. Beherrschen des Partners. Gewalt zwischen Partnern ist nicht nur auf heterosexuelle, verheiratete oder sich in Trennung befindliche Paare beschränkt, sondern kommt ebenso bei gleichgeschlechtlichen Paaren und eheähnlichen Gemeinschaften vor.

Die Daten zu Gewalt in intimen Partnerschaften sind nicht einheitlich, je nach Definition, Stichprobenerhebung und Forschungsansatz. Die Kontroverse unter den Forschenden geht um eine mögliche Geschlechtersymmetrie oder aber eindeutige Geschlechterverteilung. Geschlechtersymmetrie heißt, dass beide Konfliktparteien einen gleichwertigen, möglicherweise aber je unterschiedlichen Anteil an der Konflikteskalation haben. Hier wären Männer und Frauen gleichermaßen Opfer und Täter häuslicher Gewalt. Das behaupten Untersuchungen, die mit Hilfe der „Conflict Tactics Scales“ durchgeführt wurden. Eindeutig sind andererseits die Zahlen zur Geschlechterverteilung, was handfeste Verletzungen, also körperliche Gewalt und seelische Grausamkeit angeht: viel mehr Frauen als Männer sind von diesen betroffen. Es scheint also so zu sein, dass es eine Gleichverteilung der Geschlechter bei den mehr psychischen und leicht körperlichen Formen partnerschaftlicher Gewalt gibt, wohingegen bei massiver körperlicher und psychischer Gewalt Männer als Täter eindeutig in der Überzahl sind. Das korreliert mit der allgemeinen Kriminalstatistik, nach der ca. 90 %

aller Gewalttaten von Männern ausgeübt werden. (vgl. Häusliche Gewalt, wikipedia)

Psychische Gewalt wie Beschimpfen, Beleidigen, systematische Erniedrigungen gehen nicht zwangsläufig mit physischer Gewalt einher, kommen aber begleitend in 80 – 90 % aller Fälle von physischer Gewalt vor. Haben die Paare Kinder, so sind diese immer auch von der Gewalt in der Partnerschaft betroffen. Oft werden sie instrumentalisiert und tradieren über ihre Ursprungsfamilie hinaus die Gewaltbereitschaft in eigene spätere Partnerschaften. Die offene handfeste Gewalt der zumeist männlichen Täter spiegelt das sich in der westlichen Welt erst allmählich verändernde Herrschaftsverhältnis der Geschlechter in einer patriarchal geprägten Welt wieder. Durch unbewusste Identifizierungen können sowohl Frauen wie Männer kollusiv an diesem Herrschaftsverhältnis festhalten. Eine mögliche Variante, die ich hier nur streifen möchte, stellt die Konstellation des pseudo-ödipalen Beziehungsdreiecks dar (vgl. Hirsch 1989), das, verallgemeinernd gesagt, Söhne für Mütter und Töchter für Väter „Besitz“ sein lässt – unter Ausschluss des Dritten, des Partners. So können Söhne von manchen Müttern als Entschädigung für den abwesenden Vater genommen werden, die Beziehung geht weit über das hinaus, was der gesunden Entwicklung des Sohnes zuträglich wäre. Es werden enge Bindungen zum Sohn hergestellt unter Ausschluss des Dritten und so unbewusst Rache genommen für mangelnde Selbstverwirklichung, welche unter den gegebenen Bedingungen unmöglich scheint. Die gesellschaftliche Entwertung des Weiblichen, aber eben auch eine verletzte Männlichkeit, fände hier über den Umweg der Familienkonstellation seine Fortsetzung. Krasse Beispiele solcher gelebter Männlichkeit hat Pilgrim (1989) in seinem Buch „Muttersöhne“ beschrieben. Mächtige Muttersöhne der jüngeren Weltgeschichte, wie z.B. Napoleon, Hitler und Stalin, die versucht haben, ihr inferiores männliches Selbstgefühl gewaltsam zu „heilen“. Pilgrim unternimmt den Versuch, anhand einer Familienkonstellation in der enge Mutterbindung und abwesende Väter kombiniert sind, eine Theorie der Gewalt zu entwickeln.

Kampf um Anerkennung

Meine eigenen Erfahrungen als Psychotherapeutin in meiner privaten Praxis beziehen sich vor allem auf das breite Spektrum der unglücklichen Partnerschaften, die sich hart am Rand der seelischen Quälerei ohne, oder seltener mit, körperlicher Gewalt bewegen, – weniger auf den Extrembereich straf-tätlich relevanter Gewalt in

Partnerschaften. Die letzteren sind mir aus meiner Praxis als Supervisorin in Kliniken, Frauenhäusern oder Beratungsstellen bekannt. Ich möchte hier die These wagen, dass sowohl den schweren Formen körperlicher Gewalt in Partnerschaften als auch dem breiten Mittelfeld der unglücklich gebundenen Partner eine ähnliche Dynamik zugrundeliegt, allerdings ausgetragen mit unterschiedlichen Mitteln und unterschiedlichen Formen von Reparationsmöglichkeiten. In allen Fällen geht es um einen „Verlust der Beziehung zu sich selbst“ (Bauriedl 1999), grenzenlosen Wünschen nach ungetrenntem Eins-Sein, Enttäuschung oder narzisstischer Wut, dass der Andere ein Anderer ist und dadurch unbewusst zu einer Bedrohung wird. Die Bedrohung besteht darin, dass grenzenlose Wünsche nach Verschmelzung gleichzeitig mit der Angst gekoppelt sind, sich aufzulösen, vom Anderen vereinnahmt oder manipuliert zu werden. Dem Nähe-Wunsch entspricht die Nähe-Angst, das ersehnte Eins Sein schlägt in Angst vor Freiheitsverlust um. Dieser Teufelskreis von Nähe-Wünschen zum Anderen hin und Abstoßung des Anderen lässt sich im Hinblick auf destruktive Paarbeziehungen theoretisch mit einem intersubjektiv fundierten Narzissmus Konzept und dem Wunsch nach emotionaler Anerkennung, wie ihn die Entwicklungstheorie der Säuglingsforschung benannt hat, fassen.

Narzissmus und emotionale Anerkennung

Die mangelnde Fähigkeit, zwischen sich und dem Anderen unterscheiden und zu ihm in Beziehung treten zu können, ist die Grundlage des Konzepts des Narzissmus in der Psychoanalyse. Pulver (1972) gibt einen Überblick über die umfangreiche psychoanalytische Literatur zum Narzissmus und fasst zusammen, dass über zwei Tatsachen Einigkeit herrscht: Zum einen gehört das Konzept des Narzissmus zu den wichtigsten Erkenntnissen der Psychoanalyse, zum anderen ist es sehr uneinheitlich und verwirrend. Ursprünglich konzipierte Freud Narzissmus als libidinöse Besetzung des Selbst. Seitdem wird der Begriff Narzissmus verwandt: 1. klinisch, um eine sexuelle Perversion zu definieren; 2. genetisch, um ein Entwicklungsstadium zu bezeichnen; 3. unter dem Gesichtspunkt der Objektbeziehungen; 4. um verschiedene Aspekte des Selbstwertgefühls im Ich zu bezeichnen.

Die Klammer für die unterschiedlichen Verwendungen war das Triebkonzept, d.h. es ging auf die eine oder andere Weise um jene Libidoverfassung (sexuelle Energie), bei welcher das Selbst zum Objekt genommen wird.

Die Kritik am Freudschen Triebkonzept führte auch zu einer Kritik am Konzept des Narzissmus in seiner triebtheoretischen Verankerung. Die heutige Definition im Sachwörterbuch der American Psychoanalytic Association lautet: "Narzissmus: eine Konzentration seelischen Interesses auf sich selbst." (Pulver, S. 53) Entsprechend dieser weitgefassten Definition ist das ursprüngliche triebtheoretische Konzept des Narzissmus als libidinöse Besetzung des Selbst nur noch ein Ausschnitt. Narzissmus kann nun mit Selbstwertgefühl synonym verwendet und es kann zwischen gesundem und krankhaftem Narzissmus unterschieden werden. Die Genese eines stabilen oder gefährdeten Selbstwertgefühls im Lichte der Objektbeziehungen rückt in den Mittelpunkt eines intersubjektiv fundierten Konzepts des Narzissmus. Altmeyer (2000) führt aus, dass es den Narzissmus nicht ohne Objekt geben kann, ähnlich wie Winnicott es für den Säugling beschrieben hat, dass dieser nämlich nicht ohne die Mutter gedacht werden könne. Das Objekt sei immer im Spiel, wenn auch nicht immer sichtbar. (S. 143) Der menschliche Säugling zeichnet sich durch seine extreme Verletzlichkeit aus und erreicht erst mit einem Jahr motorische Fähigkeiten, die andere Primaten schon kurz nach der Geburt haben. Bezugspersonen haben für ihn eine hohe Bedeutung, für die es im gesamten Tierreich keine Entsprechung gibt. Der menschliche Säugling weist nach Dornes (2008) folgende Entwicklungsbesonderheit auf: „Er befindet sich in einer Beziehung mit einem erwachsenen Gefährten, die sich dadurch auszeichnet, dass er sich in der Interaktion mit ihm auf eine Art und Weise emotional angesprochen und verbunden fühlt, die sich im Tierreich so nicht finden lässt.“ und weiter: „Diese besondere Weise der Verbundenheit lässt in ihm das Bedürfnis entstehen, die bewussten und unbewussten Einstellungen dieses faszinierenden Wesens zu erkunden. Er extrahiert aus den Pflege- und kommunikativen Handlungen seines Gegenübers eine Haltung zu sich selbst.“ (S. 352) Die Haltung zu sich selbst ist konstitutiv im Erkunden des Anderen und seiner Rückbezüglichkeit verankert. Das kleine Wesen Mensch scheint aber nicht nur die Einstellungen zu sich selbst erkunden, sondern diese in einem interaktiven Prozess auch zu seinen Gunsten beeinflussen zu wollen. Emotionale Anerkennung, Dornes (S. 353 ff) entlehnt diesen Begriff von Honneth (1985), ist so nötig wie Nahrung und Schutz und

spielt eine wesentliche Rolle im Aufbau eines gesunden Selbstwertgefühls. Ein stabiles Selbstwertgefühl hängt also ganz wesentlich von den psychologischen Kommunikationsmustern in der Familie ab und je mehr Kinder und Erwachsene in einer postmodernen (westlichen) Welt nicht mehr vor allem für etwas anerkannt werden möchten, sondern als etwas, werden die familialen Beziehungsmuster immer bedeutsamer. Bei der emotionalen Anerkennung geht es keinesfalls um Selbstbespiegelung der Eltern im Kinde, sondern um eine Wertschätzung des So-Seins des Kindes.

Vereinfacht formuliert können wir folgern: je weniger emotionale Anerkennung ein Kind während seines Aufwachsens erfährt, desto gestörter ist sein Verhältnis zu sich selbst und damit auch zu Anderen. Aber auch in der gesunden Entwicklung des Narzissmus haben wir es mit einem paradoxen Sachverhalt zu tun. Während ein Individuum einerseits Einzigartigkeit und Unabhängigkeit entwickelt, ist es andererseits auf die Anerkennung durch Andere angewiesen und abhängig (vgl. Altmeyer 2000). Das Paradox löst sich auch nur insofern auf, dass eine Ablösung von elterlicher Wertschätzung umso leichter vonstatten geht, je mehr diese stattgefunden hat und damit einhergehend eine stabile Identität aufgebaut werden konnte. Sowohl in ersten Freundschaften außerhalb der Familie als auch später in Liebesbeziehungen als größtmöglichem Näheort von zwei Menschen werden Beziehungsstrukturen virulent, die in der Familie „erlernt“ wurden. Hat das Kind sich vor allem an den Wünschen der Eltern ausrichten müssen und durch mangelnde Anerkennung seiner Bedürfnisstruktur und Persönlichkeit nicht gelernt, eigene Gefühle und Wünsche wahrzunehmen und auszudrücken, dann werden diese projektiv auf den Anderen gerichtet oder nur im Anderen erspürt werden müssen, um sich daran auszurichten. Es kommt zu einem Beziehungsmuster, das Bauriedl (1999) als „grenzenlose Beziehung“ bezeichnet.

In einem nicht pathologischen Sinn bleiben wir gleichwohl abhängig von Anerkennung durch Andere im erwachsenen Leben und müssen unsere Autonomie- und Abhängigkeitswünsche ausbalancieren. Das Bedürfnis, sich gegenseitig anzuerkennen, ist ein legitimer Wunsch in einer Partnerschaft und kann auch nicht nur auf diesem lasten, sondern sich auf mehrere Menschen im Beruf und im Freundeskreis richten. In jeder nicht pathologischen Partnerbeziehung kann manchmal ein Funke reichen, um einen Auseinandersetzungskampf zu entfachen. Ja, es ist oft sogar ein Zeichen dafür, dass eine Partnerschaft lebendig ist. Ich

möchte Joachim Kaiser zitieren, den Universalgelehrten und berühmten Musik- Literatur- und Theaterkritiker, der auf die Frage: „Wie haben Sie den Tod Ihrer Frau erlebt“ folgendes antwortete: „Als eine Kränkung. Wir führten keine ideale Ehe, das gibt es gar nicht. Der Schriftsteller Walter Dirks hat einmal zu mir gesagt: <Die Ehe ist dazu da, dass die Menschen sich an die menschlichen Bedingungen des Lebens gewöhnen.> Heute würde ich noch weitergehen. Wenn ich irgendwo ein ganz eng umschlungenes, sich wahnsinnig ostentativ liebendes junges Paar sehe, dann weiß ich: In einem Vierteljahr sind die völlig verkracht auseinander. Wenn ich dagegen ein junges Paar beobachte, wo sie anfängt, eine Geschichte zu erzählen, und er sie sofort unterbricht, <nein, das sagst Du ganz falsch, das war doch so und so>, und wenn er dann etwas vorträgt und sie kritisiert, <lass es doch, das hast du doch schon fünfzehn mal erzählt>: Dann weiß ich, die Beziehung dauert fünfzig Jahre.“ (SZ-Magazin 2008). Destruktive Auswirkungen zeitigen nicht die kleinen, möglicherweise sogar häufigeren Grenzüberschreitungen in die Persönlichkeit des Anderen hinein, sondern deren ungleiche Verteilung (einer zieht immer den Kürzeren, das Oben-Unten Spiel ist einseitig verteilt) und eine mangelnde Fähigkeit, sich darüber auseinanderzusetzen und sich zu versöhnen.

In destruktiven Paarbeziehungen kann sehr häufig ein „gestörter“ Narzissmus bei den Partnern diagnostiziert werden. Das gestörte Grundgefühl zu sich selbst äußert sich in einem elementaren Kampf um Anerkennung, vom Anderen wahrgenommen und für gut befunden, narzisstisch bestätigt zu werden, weil man sich selbst nicht genug schätzt. Grenzen zwischen den Partnern als eigenständigen Individuen werden substantiell verwischt. Schmerzhafte seelische Attacken oder auch körperliche Gewalt sind die logische Folge fehlender Anerkennung. Die Erscheinungsformen können vielfältig sein: narzisstische Wut, symbiotische Verschmelzungswünsche, eitle Selbstbespiegelung, vorwurfsvolles Klammern, etc. Sie enthüllen die übermäßige Abhängigkeit vom Anderen und die extremen Erwartungen an ihn. Die unbewusst suggestive Botschaft an den Anderen könnte mit Altmeyer etwa folgendermaßen lauten: „Schau mich an, höre mir zu, beachte mich, bewundere mich! Oder: Halte mich, liebe mich, erkenne mich an! – Sie kann auch heißen: Weil/wenn Du das verweigerst, ziehe ich mich von dir zurück oder greife dich an!“ (S. 144) Bin ich übermäßig angewiesen auf die Bestätigung durch den Partner und fühle mich bedroht, wenn er dafür nicht zur Verfügung steht, oder schlimmer noch: fühle ich mich entwertet und kleingemacht von ihm, so kann die

Enttäuschung in Wut, und wenn keine gelingende Auseinandersetzung erfolgt, in dauerhaften Hass umschlagen. Hass hilft nach Buchholz (2008) im seelischen Haushalt wie Aspirin in der Medizin. Hass kann jedes andere Gefühl „behandeln“ und hilft scheinbar verlässlich in seelischer Not. Traurigkeit, vergebliche Liebe, Enttäuschung, Minderwertigkeit etc., werden verwandelt, und eindeutige Schuldzuschreibungen sind möglich: Das Objekt, gegen den sich der Hass richtet, ist schuld. Ich bin exkulpiert. Wenn dieser Hass als Retter in der Not nicht wiederum verwandelt werden kann, tritt eine schleichende Vergiftung der Beziehung ein. Der Kampf um Anerkennung wird immer brutaler; das wurde plakativ und eindrücklich eingefangen und bebildet in dem Hollywood Kassenschlager „Der Rosenkrieg“. Hier endet die verfahrenere Paarsituation nicht nur im gegenseitigen Hass, sondern setzt ihm noch die Krone auf: Es wird ein gegenseitiger Rachefeldzug daraus, der für beide tödlich endet.

Rosenkrieg Szene aus dem Film Rosenkrieg (im gemeinsamen Schlafzimmer)

In dem Film Rosenkrieg können wir wie in einem Lehrstück verfolgen, wie erst schleichend und dann immer brutaler anfängliche Anerkennung und Liebe in gegenseitige Verachtung und Hass münden. Im englischen Sprachgebrauch, der sich in der Mediationskultur eingebürgert hat, ausgedrückt, verläuft die Spirale der Gewalt im Film von einer anfänglichen gemeinsamen win/win Situation des verliebten Paares, über eine win/lose Konstellation – das Paar führt einen Machtkampf, in dem der Mann über die ersten Jahre als Sieger hervorzugehen scheint, über zu einer lose/lose Situation, in der beide Verlierer sind. Jeder will seine Deutungshoheit über den Zustand der Paarbeziehung behalten, – es entwickelt sich ein Vernichtungskampf, bei dem schließlich beide ihr Leben lassen. Loose/lose soll heißen, dass lieber der eigene Untergang in Kauf genommen, als dass der Rückzug angetreten oder losgelassen wird.

Wie kam es dazu? Die Partner sind verschieden, verlieben sich, die jeweiligen Eigenarten werden vom Anderen geschätzt. Als die Kinder kommen, beginnt die Beziehung zu kriseln. Der Ehemann macht Karriere und fängt an, seine Frau zu dominieren, vor Anderen wird sie beim Reden unterbrochen, korrigiert, verbessert. Die jeweiligen Eigenarten des Einen beginnen den Anderen zu nerven, sie verkehren sich von liebenswert zu hassenswert. Auch ein scheinbar harmloser, gönnerhafter Satz, der kürzlich in einer Paarberatung in meiner Praxis

fiel, kann einen solchen Paarzustand verdeutlichen. Der Ehemann sagte: Und jetzt das, wo ich ihr doch alle Freiheiten gegeben habe. Als wäre das in einer gleichwertigen Partnerschaft möglich, dass einer dem Anderen sozusagen von oben eine Freiheit gibt.

In der Ehefrau sammelt sich Hass an, aber noch bewegt sich alles im Rahmen üblicher Streitereien. Sie emanzipiert sich aus der Abhängigkeit von ihm und macht ein eigenes Cateringunternehmen auf. Ihm fehlt ihre Anerkennung für seinen beruflichen Erfolg, ihr fehlt seine Anerkennung ihrer Entwicklung. Als er einen kleinen Zusammenbruch erleidet und in die Klinik muss, besucht sie ihn nicht und gesteht ihm sogar nach anfänglichem Drum-herum-Reden, dass sie sich vorgestellt habe, dass er vielleicht sterben könnte, und sie sogar Freude empfand, nun unabhängig sein zu können. Das ist die Nahtstelle, an der die Paarbeziehung endgültig in ein destruktives Muster abgleitet. Er reagiert mit narzisstischer Gegenwut und Empörung auf dieses Geständnis, als hätte sie ihn wirklich umbringen wollen. Phantasie wird als Realität genommen und nicht zum Anlass, ernsthaft über die Paarbeziehung nachzudenken, wie auch über eine mögliche Scheidung. Dann ziehen die Kinder von zu Hause aus zum Studieren, und die Paarkonflikte erreichen eine neue Stufe der Eskalation. Sowohl Kinder zu bekommen als auch später, von ihnen verlassen zu werden, stellen für jedes Paar eine Herausforderung dar. Überproportional viele Ehen gehen auseinander, wenn Kinder geboren werden und das Paar sich nun in der Doppelrolle, Eltern und Paar zugleich zu sein, zurechtfinden muss. Die 2. Krisensituation steht dem Paar ins Haus, wenn die Kinder das Haus verlassen. Auch hier häufen sich die Scheidungen. Im Film Rosenkrieg ermöglicht das Weggehen der Kinder dem Paar einen entfesselten Kampf. So können sie sich jetzt endlich bar jeder Rücksichtnahme aneinander rächen. Nun enden ihre Auseinandersetzungen in Handgreiflichkeiten, bisherige Rachephantasien werden in der Wirklichkeit ausagiert. Was vorher gemeinsamer Symbiosewunsch war, verkehrt sich ins Gegenteil und spaltet sich auf: Sie will nur noch frei sein und Trennung, aber das Haus behalten. Er will sie zwingen, ihn zu lieben und sich seiner Liebe unterzuordnen oder aber auf das Haus zu verzichten. Das Haus steht als Symbol für die gegenseitige Abhängigkeit, die jedoch jeweils geleugnet wird, aber sich gerade durch das Nichtloslassen des Hauses dokumentiert. Die Kettung aneinander wird in der Rache immer intensiver. Das Haus wird zum Schlachtfeld. Über diesem destruktiven Anerkennungskampf steht als Motto: „Wie hält

man jemanden fest, der nicht bleiben will, und wie wird man jemanden los, der nicht gehen will?“

Lassen sie mich abschließend noch sagen, dass der Wunsch nach Anerkennung durch andere Menschen, ohne die wir nicht leben können und der so nötig ist wie Wasser und Brot, weil wir Menschen Lebewesen sind, die in Beziehungen leben, ein fragiles Bedürfnis ist. Hungern wir danach und wollen die Anerkennung erzwingen, machen wir uns übermäßig abhängig von ihr und werden notfalls gewalttätig. Meinen wir ganz auf Anerkennung verzichten zu können, um unabhängig und unverletzlich zu erscheinen, sind wir umso mehr narzisstisch gebunden, weil wir uns dem lebendigen Leben verweigern.

Literatur

Altmeyer, Martin (2000): Narzißmus, Intersubjektivität und Anerkennung. *Psyche*; 54: 143–170

Bauriedl, Thea (1996): *Leben in Beziehungen*. Freiburg im Breisgau

Buchholz, Michael (2008): *Gesellschaft durch Gewalt – Gewalt durch Gesellschaft*. *Psycho-Newsletter* Nr. 69

Dornes, Martin (2008): *Die Seele des Kindes*. Frankfurt a.M.

Freud, Sigmund (1921): *Massenpsychologie und Ich-Analyse*. GW XIII

Hirsch, Mathias (1989): *Mütter und Söhne – Formen von Männlichkeit im Licht der Mutter– Sohn-Beziehung*. In: Pflüger, P-M. (Hrsg.): *Der Mann im Umbruch*. Freiburg im Breisgau

Kaiser, Joachim (2008): *Geburtstagsinterview*. In: *Süddeutsche Zeitung Magazin*. Nummer 50: 8 – 24

Löwer-Hirsch, Marga (1998): *Sexueller Mißbrauch in der Psychotherapie. Zwölf Fallgeschichten: Elf Frauen und ein Therapeut*. Göttingen

Pulver, S.E. (1972): *Narzißmus: Begriff und metapsychologische Konzeption*. *Psyche*; 26: 35 – 57

Schwander, Marianne (2003): *Interventionsprojekte gegen häusliche Gewalt.: Neue Erkenntnisse – neue Instrumente*. In: *Schweizerische Zeitschrift für Strafrecht*, Band 121, Heft 2, Bern

Türcke, Christoph (2008): Philosophie des Traums. München

http://de.wikipedia.org/wiki/H%C3%A4usliche_Gewalt